

Robert Müller

BRIEFE
UND
VERSTREUTES

Der vorliegende 13. Band der *Werke Robert Müllers in Einzelbänden* versammelt Briefe und Verstreutes sowie Texte aus dem Nachlaß. Eine unbekannte Rede von Albert Paris Gütersloh wurde als wichtiges Rezeptionsdokument ebenfalls aufgenommen. Der Band gliedert sich in vier Teile: 1. Briefe Robert Müllers; 2. Der Briefwechsel Robert Müllers mit Ephraim Frisch; 3. Verstreute journalistische Texte Robert Müllers; 4. Die Rede Güterslohs. Für die Teile 1 und 3 zeichnet Eva Reichmann verantwortlich; Teil 2 wurde von Thomas Schwarz herausgegeben; die Transkription der Gütersloh-Rede wurde von Irmgard Hutter besorgt. Allen Teilen sind einführende Bemerkungen der Herausgeber vorangestellt. Teil 2 wird von den übrigen Briefen Müllers gesondert dargeboten, weil der Briefwechsel mit Frisch erst spät von Thomas Schwarz in New York als eigenständiges Konvolut entdeckt wurde und nur mit dem Abdruck der Antwortbriefe sinnvoll ist.

Müller, Robert:

Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller.. Bd. 13. Hg. v. G. Helmes.
Briefe und Verstreutes / mit einer unveröffentlichten Gedenkrede auf Robert Müller von
Albert Paris Gütersloh. In Zusammenarbeit mit Thomas Schwarz hrsg. von Eva Reichmann.
1. Auflage 1997 | 2. Auflage 2010 ISBN: 978-3-86815-646-1
© IGEL Verlag Literatur & Wissenschaft, Hamburg, 2013
Alle Rechte vorbehalten.
www.igelverlag.com

Igel Verlag Literatur & Wissenschaft ist ein Imprint der Diplomica Verlag GmbH
Herrnmanstal 119 k, 22119 Hamburg
Printed in Germany

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diesen Titel in der Deutschen Nationalbibliografie.
Bibliografische Daten sind unter <http://dnb.d-nb.de> verfügbar.

INHALT

Editorial	6
Erster Teil: Briefe Robert Müllers.....	9
<i>Vorwort zu den Briefen Robert Müllers.....</i>	<i>10</i>
Der Briefwechsel zwischen Robert Müller und Ephraim Frisch.....	87
<i>Vorbemerkung zum Briefwechsel von Müller und Frisch.....</i>	<i>88</i>
Journalistische Texte Müllers als Nachträge zu den Bänden 1-12.....	129
<i>Vorbemerkung zu den nachgelassenen Texten.....</i>	<i>130</i>
Albert Paris Gütersloh: Rede auf Robert Müller.....	173
<i>Vorbemerkung der Herausgeberin.....</i>	<i>174</i>
<i>Rede auf Robert Müller.....</i>	<i>175</i>

Editorial

Die Neuausgabe der Werke von Robert Müller wird mit diesem Supplementband abgeschlossen. Das Projekt erschließt den Autor für die literarisch interessierte Leserschaft ebenso wie für die Literaturwissenschaft. Die ersten Monographien zu Robert Müller auf dieser Basis sind bereits vorgelegt worden.

Der Spannungsbogen dieser Edition reicht von den Zeugnissen eines lange umstrittenen Aufenthaltes des jungen Robert Müller in New York bis hin zu einer Gedenkrede auf den Toten. Für die Auseinandersetzung mit Müller liefert sie noch einmal neue Impulse. Die Arbeit als Reporter beim *New Yorker Herald*, die Großstadterfahrung, wird als biographisch entscheidende Prägephase des Autors in dessen privaten Briefen beleuchtet. Vor allem in den Briefen an Ludwig Ficker und Ephraim Frisch kann man Müller erstmals auch mit geschäftlichem Kalkül auf den Plan treten sehen. Auf diese Weise wird ein Fenster für einen sozialhistorischen Zugriff auf den Autor geöffnet. Ideengeschichtlich schließlich müssen die antisemitischen Symptome der Texte Müllers aus der Perspektive dieses Bandes neu bewertet werden. Auch wenn es der ästhetisierenden Germanistik nicht gefallen mag: Müllers manifeste Ablehnung des Judentums ist eine nicht weginterpretierbare Tatsache. Es ist müßig, empört darauf hinzuweisen, daß nur der Freitod Müller davor bewahrt hat, seiner interessierten Faszination, die der entstehende Faschismus auf ihn ausgeübt hat, am Ende auch zu erliegen. Müllers Texte, deren Modernität immer wieder hervorgehoben wird, müssen in erster Linie vor dem Hintergrund des deutschen Sonderwegs in die Moderne gelesen werden.

In Zeiten knapp werdender Forschungsmittel bleibt der Band notwendigerweise Fragment. Mehrere Archive, in denen sich Briefe und Dokumente Müllers vermuten lassen, konnten nicht erschlossen werden, weil der Aufwand unsere Möglichkeiten überstiegen hätte. So ist es uns im Rahmen auch eines engen Zeitbudgets nicht gelungen, Müllers Einreise in die USA mit Hilfe der Schiffslisten der *National Archives* durch eine eindeutige Namenszuordnung zu verifizieren. Artikel Müllers aus dem *New Yorker Herald* konnten ebenfalls nicht vorgelegt werden, da Nachrichten, Kommentare und Reportagen dort in der Regel anonym publiziert worden sind. Die Durchsicht der Jahrgänge 1909/10 des *Herald* und seiner Sonntagsausgabe, der *New Yorker Revue*, hat jedoch ergeben, daß diese auf das deutsch-jüdische Auswanderermilieu New Yorks als Publikum zielende Zeitung in Müllers Roman *Der Barbar* treffend charakterisiert wird. Texte Müllers müßten nun durch mühevollen Stilvergleich

isoliert werden. Die vagen Erfolgsaussichten eines solchen Verfahrens haben uns von dem Gedanken Abstand nehmen lassen, Material aus dem *Herold* in der Werkausgabe zu publizieren.

Die Suche nach Briefen von Robert Müller gleicht manchmal einem archäologischen oder kriminologischen Abenteuer. Nicht nur, daß man bei Anfragen in Instituten manchmal Briefe bekommt, bei denen die Urheberschaft Müllers äußerst zweifelhaft ist. Die größte Mühe bereitet das Durchsuchen von Nachlässen jener Schriftsteller, die mit Müller in Kontakt gestanden haben und in deren Nachlaß sich das eine oder andere Stück von Müller finden ließe. Es ist nicht auszuschließen, daß auch in den nächsten Jahren immer wieder Briefe Müllers in Nachlässen gefunden werden. Das von Müller selbst hinterlassene Werk ist bis heute nicht aufgetaucht, der Müller-Forscher träumt weiter davon, daß sich irgendwann einmal auf einem vergessenen Dachboden in Wien eine geheimnisvolle Kiste findet, in der Briefe und unveröffentlichte Manuskripte ruhen.

Kreativität und Phantasie bei der Recherche sind für Studien zu Robert Müller auch in Zukunft unentbehrlich.

Eva Reichmann / Thomas Schwarz

November 1997

Erster Teil: Briefe Robert Müllers

Herausgegeben von Eva Reichmann

Vorwort zu den Briefen Robert Müllers

In diesem Band sind sowohl private als auch geschäftliche Briefe Müllers verzamelt. Bei manchen Briefen, speziell an Ludwig von Ficker oder Hermann Bahr, läßt sich die Grenze zwischen dem Privaten und Geschäftlichen nicht deutlich ziehen. Rein privater Natur sind jedenfalls die wenigen, aber sehr umfangreichen Briefe an die Familie, welche chronologisch aus der Zeit von Müllers Amerikaaufenthalt stammen.

Die geschäftliche Korrespondenz ist ähnlich lückenhaft: es ist eine relativ große Anzahl von Briefen an den Herausgeber des Brenners, Ludwig von Ficker, erhalten, sowie verstreute Briefe an Hermann Bahr, Franz Theodor Czokor, Andreas Thom und andere. Hervorzuheben sind die Briefe von Müller an Ephraim Frisch, welche Thomas Schwarz bearbeitet hat. Es handelt sich hier um den einzigen fast vollständig überlieferten Briefwechsel. Bei der übrigen privaten und geschäftlichen Korrespondenz sind die Antworten der Korrespondenzpartner nicht erhalten, außerdem sind viele Briefe Müllers verlorengegangen, eine Kontinuität zwischen den einzelnen Nachrichten ist leider nicht feststellbar.

Die private Korrespondenz besteht hauptsächlich aus Briefen, die Müller während seines Amerika-Aufenthaltes an die Mutter oder seinen Bruder Erwin schrieb. Die Briefe nach Hause zeigen, daß Müller mit den amerikanischen Lebens- und Arbeitsverhältnissen eigentlich nicht zurechtgekommen ist.¹ Obwohl er nicht auf sich allein gestellt war - er wohnte bei Verwandten - und eine Arbeitsstelle hatte, ist Müller von New York enttäuscht, empfindet die Amerikaner als oberflächlich, die journalistische Arbeit als geisttötend und sehnt sich nach Abwechslung, welche der Ortswechsel in die USA ihm nicht gebracht hat (Brief vom 19. Oktober 1910). Auch Müllers fast erotisches Verhältnis zur Mutter wird im Brief vom 29. Juni 1910 deutlich.

Im Brief an den Bruder Erwin vom 26. Mai 1910 breitet Müller aus aktuellem Anlaß sehr ausführlich seine Kunstauffassung aus, in einem fast fanatischen Duktus, der sich später auch in manchen Artikeln findet.

Die geschäftliche Korrespondenz ist in chronologischer Reihenfolge erfaßt. Die ersten beiden Briefe geben Aufschluß über Müllers Tätigkeit in der Redaktion der Zeitschrift „Der Ruf“. Müller bittet Franz Theodor Czokor und Fritz Lampl um Übersendung literarischer Arbeiten für den Abdruck. Von Czokor

1 Vergleiche hierzu auch die entsprechenden Abschnitte in Stephanie Heckner, *Die Tropen als Tropus*, Wien 1991.

war bereits im März 1912 ein Gedicht mit dem Titel „Die Parteien“ im „Ruf“ erschienen.² Ein Gedicht mit dem Titel „Der Krieg“ erschien unmittelbar nach Müllers Anfrage noch im November. Die Bitte an Fritz Lampl scheint nicht erfolgreich gewesen zu sein, Lampl publizierte nicht im „Ruf“.

Den Zeitraum 1912/1913 füllt vor allem die Korrespondenz mit Ludwig von Ficker aus, welche mit der Publikation eines Artikels von Müller in Sachen Karl May begann. Müller äußert sich in diesen Briefen hauptsächlich zu Karl May, zu Dallago, Däubler, Jensen und D’Annunzio. Oft ist eine direkte Verbindung zu den Artikeln Müllers, die im „Brenner“ erschienen, leicht herstellbar. Nach 1913 reißt der Briefwechsel abrupt ab, ohne daß die Gründe einsehbar wären. Der Kontakt zu von Ficker blieb jedenfalls bestehen, was drei weitere Briefe aus den Jahren 1915 und 1920 zeigen; der Kontakt scheint danach aber eher geschäftlich gewesen zu sein.

Müllers Brief an Hermann Bahr vom 25. September 1915 dürfte mit Sicherheit nicht der Anfang der Korrespondenz zwischen den beiden gewesen sein. Der relativ vertrauliche Ton läßt schließen, daß die beiden schon seit längerem in Verbindung standen. Im ersten Heft des „Ruf“ erschienen Beiträge von Bahr und Müller; es ist anzunehmen, daß der geschäftlich-private Kontakt aus dieser Zeit herrührt. Bahr rezensierte Müllers Bücher sehr wohlwollend, Müller antwortete mit glänzenden Besprechungen von Bahrs Werken.

Bahr war der Vermittler für Müllers Kontakte zu Hugo von Hofmannsthal. Dies geht nicht nur aus der Korrespondenz hervor, auch fügte Müller sein Anschreiben an Hofmannsthal dem Brief an Hermann Bahr vom 25. September 1915 bei. Wie gut das Verhältnis zwischen Hofmannsthal und Müller war, geht leider aus der spärlichen Korrespondenz nicht hervor; fest steht lediglich, daß Hofmannsthal und Müller beide in Heft 56 des 3. Jahrgangs der Zeitschrift „Der Friede“ veröffentlicht haben.

Es folgen fünf eher knapp und geschäftlich gehaltene Briefe an Hermann Bahr; die Kürze und Prägnanz der Briefe aus der Zeit vor Ende des Ersten Weltkrieges ist mit Sicherheit auf die Zensur zurückzuführen, da Briefe mit persönlichen Äußerungen zum Kriegsgeschehen nicht zugestellt worden wären (Müller arbeitete im Kriegsgebiet).

Müllers Briefe an Andreas Thom (eigentlich Rudolf Csmarich) lassen sich nicht eindeutig zuordnen. Es ist jedoch anzunehmen, daß Müller mit Thom we-

2 Alle Angaben zu österreichischen expressionistischen Zeitschriften wurden überprüft nach: Armin A. Wallas, *Zeitschriften und Anthologien des Expressionismus in Österreich*, 2 Bände, München 1995.

gen dessen Stellung beim Ed.-Strache-Verlag korrespondierte; wir können annehmen, daß Müller dort veröffentlichen wollte, vielleicht hatte er sogar geplant, seinen Roman „Der Barbar“ bei Strache herauszubringen (siehe auch die kurzen Nachrichten vom 9. Juli und 20. August 1920 an Thom).

Eine besondere Stelle nimmt der Brief an Hermann Bahr vom 26. Mai 1920 ein. Müller vertritt hier sehr offen einen antisemitischen Standpunkt. Das Thema scheint ihn um diese Zeit besonders beschäftigt zu haben, wie auch die spätere Korrespondenz zwischen Müller und Frisch aus dieser Zeit zwischen den Zeilen lesen läßt. Es ist beachtenswert, daß ein kurzer Bezug auf Nietzsche Müller zu seitenlangen antijüdischen Tiraden hinreißt, und er annimmt, bei Bahr auf offene Ohren zu stoßen. Umso bedauernswerter ist es, daß die Antwort Bahrs nicht erhalten ist.

Müllers Brief an Franz Karl Ginzkey vom 8. Mai 1922 gibt Aufschluß über die Situation von Müllers Verlagsgesellschaft „Literaria“.³ Ginzkey und Müller veröffentlichten im Juli 1922 gemeinsam in „Der Zeitgeist“, Ginzkey arbeitete am Künstlerhilfealmanach der Literaria 1924 mit.

Das letzte Dokument stellt den von Robert Müller verfaßten Werbetext zu Egmont Colerus' Roman „Und wieder wandert Behemot“ dar, welcher noch 1924 in Müllers Atlantischem Verlag erschien.

Die Herausgeberin dankt den Mitarbeitern des österreichischen Theatermuseums, der Handschriftensammlung der österreichischen Nationalbibliothek, der Wiener Stadt- und Landesbibliothek und dem Brenner-Archiv für die freundliche Unterstützung bei der Suche nach Briefen Müllers. Zu danken ist auch Stephanie Heckner, Günter Helmes und Thomas Köster für Auskünfte und die Bereitstellung von Materialien. Die Originalbriefe liegen bei Peter Müller in Wien.

Zeichenerklärung:

Manus[kript] Ergänzung der Bearbeiterin;

[Beileihung]* Lesevorschlag (Müllers Schrift ist oft unleserlich);

Die Schreibweise folgt - bis auf graphische Varianten (ss zu ß, Ue zu Ü oder Th zu T) - der Müllers. Offensichtliche Schreibfehler wurden korrigiert.

3 Vergleiche hierzu die entsprechenden Abschnitte bei Heckner (Anm. 1).

Ihr Lieben,⁴

Es schneit. Kräftig, aber viel hab ich nicht davon. Ich denke Euch jetzt alle beisammen, ich selbst weiß noch nicht, was ich am heiligen Abend mache, ich habe verschiedene Einladungen aber werde zu Emmerts⁵ gehen müssen. Hier ist übrigens nicht so viel los. Es gibt nur 1 freien Tag.

Alles ist verzwickt und ich kann nichts weiter über mich sagen, aber seid um Gotteswillen nicht böse oder ängstlich, wenn ich so kurz bin. Ich rechne ein bißchen darauf, daß ihr zur Weihnacht gut an mich denkt.

Ladet doch Olga⁶ ein, ja, womöglich noch heute - wenn nämlich der Brief glücklich den 24. trifft!

Allen herzliche Glückwünsche und macht einen recht schönen Christbaum, oder, 5x2 \$ nicht wahr? Und denkt an mich!

Euer Robert.

19. May, 1910⁷

Liebe, liebe Mama, ich bin jetzt lange nicht so recht dazugekommen, Deinen so guten Brief zu beantworten. Wenn ich abends um 5-6 mit Emmert nach Hause komme, dann ist alles immer ziemlich störend, was man anderes treibt als die Andern [Wort unleserlich] finden. Die Familie ist ja klein und eng und Tante hat gern, daß man erzählt, wenn sie den ganzen Tag allein gewesen ist. Und dann gibt's da so allerhand Sachen, kurz, man kommt zu nichts, weil die anderen zu nichts kommen. Lottchen jammert darüber, daß man hier nichts anfangen könne. Das stimmt nicht. Aber man muß halt ein bißchen Zigeunerblut haben und nicht gerade auf die Sekunde das und das und das tun wollen. Das aber ist Herrn Emmerts Fall. Der Mann ist so durch und durch korrekt, daß er an jedem Möbel stirbt, das nicht gewohnt drein sieht; er geht Tag für Tag denselben Weg mit den selben Gebärden der Füße und die Straße ist nirgends so ausgetreten als dort, wo er stets auf demselben Fleck vom Trottoir herab in den Rinnstein tritt, wenn er überquert. Man erlebt Wunder an Gewohnheit - soll man sagen Gewöhnlichkeit? Ein solcher Mann will natürlich auch täglich mit Behagen seinen Magenfüllungsgewohnheiten nachkommen, und er opfert, dem zu liebe,

4 Brief an die Familie, vermutlich von Mitte Dezember 1919, Absendeort New York, handschriftlich, kein Briefkopf.

5 Verwandte der Mutter Müllers in New York, bei denen Müller anfangs untergekommen war.

6 Olga Estermann, Müllers spätere Frau.

7 **Brief an die Mutter, Absendeort New York, kein Briefkopf, handschriftlich.**

seine ganze persönliche Freiheit. Dadurch kommt niemand zu was - nur die holde Häuslichkeit schlägt wacker aus, aber nicht an, wie Lottchen strampelnd aber stets wieder erstickt, raisonniert.

Wir wohnen jetzt in einer sehr lieblichen, beinahe ländlichen Gegend. Wir fahren 42 Minuten mit der Hochbahn, und 8 Minuten zu Fuß ans Meer. Unser Haus ist eine einstöckige, holzkonstruierte Villa, mit geräumiger Veranda, vor der dichte Buschen zum Baumbelaub rauschen oder in der starren Wärme regungslos stille stehen. Ich habe für meine Person ein kleines, winzig kleines Zimmer, von der Größe eines Abortes - Pardon, so groß, gerade so groß wie mein Zimmerl in Wien. Aber es ist prächtig hell, denn es hat ein großes sonnendurchlässiges Fenster und eine hellgelbe reine Tapete mit einem Regen kleiner Blumen. Vorm Fenster blühte bis jetzt maitentlich ein Kirschbaum. Dann steht auch ein Rasen da, auf dem raufen ein paar allerliebste laute Jungen mit Kapselpistolen; der Verkehr bewegt sich ganz ferne in den großen Leitungskanälen zwischen den Zinshäusern den großen. Man schmeckt Meerluft, und den Fischdunstgeruch von brackigem Hafenwasser. Von der Veranda aus hält man den Blick weit über grasbewachsene breite Lücken zwischen den Villenzeilen. Die laufen gewöhnlich in Sätzen, aber vor unserem Hause stehen sie derweil noch sehr beliebig herum. Dann darf da überall fettes Gras wachsen, ganze wohltuende Saftbüschel grün. Ich geh manchmal ans Meer. Jeden Morgen z.B. in den Hafen, wo die kleineren Schiffe liegen, Segler, Barkassen ect, dort sammle ich dann Sonne und Meergeruch und einsame Gedanken in aller frühe. Wenn ich meine Beziehung zum Meer ausdrücken will, so muß ich sagen, es ist mir „traut“. Traut, das ist so der Begriff.

Irgendeiner in unserem Ahnenteil muß ein Seeman gewesen sein; jedenfalls hat aber mein Temperament mehr vom Meere als vom Gebirge. Mein Erleben gleicht mehr der Periodik des Meerewebens, als der Konsequenz des Grates, der sich unverrückbar ein Loch in den Himmel bohren muß. Das Meer ist gestaltenreicher - dichterischer. Und tiefer. Aber der Berg mag größer sein - und vor allem erfolgreicher, denn was er aus sich einmal gestaltet hat, das hält. Aber das Meer verschwendet Form und Fülle und ist ein Aristokrat im Nehmen und im Geben, und es ist ihm nicht um eine ein-für-allemal-Existenz zu tun. Das Meer ist ein Element, es trägt seine Bestimmungskraft in sich. Der Berg hingegen ist eine geologische Ablagerung - womöglich des Meeres - oder ein ausgebrannter Krater, also der Sarg eines Elementes. Undsoweiter. Ich will nicht länger Beweise erbringen, warum das Meer eigentlich liebenswerter sein müßte.

Stell Dir vor: Liebhartsthal, aber mit größeren Entfernungen und flach, dann ist es beiläufig der Stadtbezirk, wie wir ihn gegenwärtig in New York haben. Es ist sehr ruhig, die Straße ist ungepflastert und recht rinnsalig, verkrusteter Karstgrund, mit Rasen und Kastanienbäumen an den Bürgersteigen. Selten fährt ein Wagen vorbei, wenn's geschieht, ist es ein Herrschaftsauto, das irgendwo in eine vornehme Villa fährt, oder ein Bäckerwagen, ein Krämerkarren, der von Tür zu Tür, oder vielmehr von Veranda zu Veranda hausiert. Er improvisiert dann stets eine kleine Handelsidylle. In den verkehrsreichen Straßen kommt der Staub so dicht wie aus einer Streubüchse, deshalb haben alle New Yorker rote Augenlider. Wir hier sind davon verschont. Eigentlich ist New York schon nicht mehr staubig, sondern felsig. Die Tränendrüsen haben regelrechte Ziegelsteine zu verdauen. Wenn Sonne da ist, dann glotzt sie. Ein warmer, schwüler Dunst, der mir sehr sympathisch ist, gibt dem Klima eine südliche Üppigkeit. Hinter unserem Haus blüht in einem Garten der Flieder. Und mein Kirschbaumduft war nicht zu vergessen, man roch ihn noch dort, wo er gar nicht da war. Jetzt ist die ganze Pracht schon im Verglimmen.

Ich bin abends stets auf der Porch (Veranda). So friedlich ist es. Lauter heikle Ruhe, die nicht gerne eine Störung duldet. Es duftet nach Meer und es beginnt zu singen, so wie schwerblütige Abende eben singen, mit einer kräftigen Stille. Die Welt macht Frieden mit dem Himmel, aber irgendwo ist doch stets dieser führende Ton der Unrast da. Der liegt in den Bäumen, die immer wieder aus der Ruhe aufschauen und rauschen, und er liegt in dem unruhigen Lichte der Sterne. Das Seltsame liegt darin, daß die Ruhe eigentlich wühlt. Man hat marmorene Gefühle, wie Säulen, die tönen, wenn eine sumsende Glutmücke daran stößt. Die steinerne Klage des Abends.-

Liebe Mama, wo werdet Ihr diesmal aufs Land gehen? Habt Ihr schon eine Wohnung? Es würde sich wohl am besten wieder in der Nähe Wiens erweisen, ein Aufenthalt ländlich, aber nicht ganz kulturverlassen. Ob nicht wieder in Eichgraben, oder in dieser Gegend? Damals kam es ja nicht gar so teuer, wahrscheinlich nicht teurer als voriges Jahr. Ich möchte Dir nun etwas vorschlagen, Mama, Du mußt es natürlich nicht annehmen, im Gegenteil, wenn nur ein Grund dagegen wäre, so hätte die Sache schon ihren Reiz verloren. Ich meine nämlich, ob Du Emmy Estermann⁸ nicht zu Dir auf's Land nehmen könntest. Für die Wohnung sollst Du ihr nichts rechnen, dafür könnte sie aber Otto⁹ Unterricht in Musik geben. Die bisher eingehaltene Taktik der 3-4monatlichen

8 Die Schwester von Müllers späterer Frau Olga Estermann.

9 Ein Bruder Müllers.

Pause ist nämlich bei der neuen Methode, an der sein Stand trainiert werden soll, eine Gefahr. Wenn Ihr Euch also beim Wohnungssuchen um ein Klavier umsehen würdet? Otto braucht sonst gar nichts lernen, die Aufnahmeprüfung macht er doch in der Julisaison, nicht wahr? Und alles andere beginnt in der Mittelschule von vorne. Es hat gar keinen Sinn, Musik zu lernen, wenn man bescheiden sein will. Man muß die Sache absolut forzieren und seinen Ehrgeiz wecken. Musik zum „Hausgebrauch“ ist eine Qual und erniedrigt den Charakter. Ein Mann, der unmusikalisch ist, steht höher, denn Einer, der ein paar Schmachtfetzen und Operetten spielen kann. Und einer, der zum Fraße flüchtig und eßbar aufspielen kann, ist ein charakterloses Subjekt und ein gemeiner Kerl. Keine größere Blamage als die sogenannte „gesellige Musikpassion“! Man kauft sie ja manchmal jemandem um ein paar Hände Applaus ab. Aber was beweist das für ihn? Gut gewichste Gefühle müssen eben bezahlt werden, darum wünscht noch kein Knabe Heros von der lackledernen Sentimentalität zu werden. Er wird solange unlustig spielen, als er noch nicht begriffen hat, daß er sich ganz zu verschenken hat. Ganz gibt der Mensch sich gerne hin, im Bruchstück verlohnt sich's ihm nicht. Bubi, möchte ich, soll aber ein Künstler werden. Sonst soll er mit gar nichts, gar nichts am Lande gequält werden. Aber aus der musikalischen Zucht darf er nicht mehr entweichen - vorausgesetzt er hat soviel Talent, fleißig sein zu können.

Nun will ich aber zugeben, daß das nicht der ursprüngliche Grund zu meinem Vorschlage ist. Das hat nämlich erst meinem Einfall Mut und Logik gegeben. Zuerst dachte ich es im Interesse Ole's,¹⁰ und dann erst in dem Emmy's. Ole möchte nämlich nach Venedig gehen. Und ich möchte das auch. Aber dann bliebe die Schwester allein, und die käme sich dann wohl recht verlassen und vom Schicksal vernachlässigt vor. Darum würde Ole nicht gehen - denn sie will darauf Rücksicht nehmen und sie litte darunter, wenn sie ein ganz klein wenig nur die Mißgunst der Schwester entnehmen müßte. Wenn Du also Emmy zu Dir nimmst, Mama, so wird Ole entlastet. Und andererseits wird Emmy auch einen Landaufenthalt brauchen und kann nicht allein gehen. Das Kostgeld würdest Du mit ihr ausmachen. Sie ist darin bescheiden, Du bräuchtest Deine Speisekarte nicht zu ändern, im Übrigen hielte ich mich für berechtigt, sie aus hygienisch-diätetischen Gründen jedem, aber jedem zu oktroyieren.

Dagegen, und darüber mußt Du auch nachdenken, hättest Du von ihr absolut keine Hilfe im Haushalt zu erwarten, im Gegenteile, sie dürfte meiner Schätzung nach eher einer gewissen Bedienung bedürfen. Mit einem Dienstbo-

10 Kosewort Müllers für Olga Estermann.

ten also steht und fällt die Sache. Denn ich wollte nicht, daß irgend Einer von Euch beiden dem Andern einen Liebesdienst zu danken hätte. Das Mädchen müßte, entweder ein eigenes Zimmer haben, oder, da sie sehr furchtsam ist, mit Dir, Mama, in einem Zimmer schlafen. Vorausgesetzt, daß keiner sich von dem Anderen irgendwie geniert fühlte. Denke darüber nach, Mama, und wenn es Dir annehmbar scheint, so sprich mit Emmy darüber, aber lege ihr alles sehr bedingungs- voll dar und mache sie selbst auf alle fragwürdigen Momente des Vorsch- lages aufmerksam. Wie stehst Du denn nun mit Emmy, und wie weit bist Du ihr freundlich? Sie ist ein guter Mensch. Aber man muß sanft strenge mit ihr sein; sie ist edel und darf nicht gedemütigt werden, gleichwohl. Sie hat viel Mitleid mit sich selbst. Aber sie ist voll ehrlich guten Willens, gut und stand- haft zu sein.

Wegen des Klavieres, das eventuell in einem Gasthause stehen müßte, dachte ich an Eichgraben. Ihr könnt ja auch nur im Häusl vor oder rück- wärstgehen. Die Stadtbahnverbindung ist eine Wohltat. Wie es auch sei bezüg- lich Emmy: Otto sollte sein Klavier haben; und Du Mama die Vorteile einer Verbindung mit Kultur. Ich bin jetzt vollauf mit dem Grundgesetz ins Reine gekommen, daß man einen Reichtum an Beziehungen zu den Dingen des Ta- ges, wenn man ihn nicht habe, sich machen müsse. Lottchen gibt eine Lehre der Trostlosigkeit, die bedenklich über Idyllen macht.

Adieu, Ihr Lieben. Schreibt mir wieder bald einmal. Grüße an alle Bekann- ten und Dr. Thom: unser Mai, der Du bist in Europa, geheiligt werde Dein Na- me, Dein Frühling - in Ewigkeit Amen. Ich bin Euer Sohn und Bruder Robert. Grüß Gott, Buben!

Brief an Erwin¹¹ folgt. Inliegenden bitte an Papa zu senden.

26. Mai [1910]

Lieber Erwin,¹²

Wie es mir so im allgemeinen geht, und was einem Göttliches, Allzugöttliches - (Du darfst schon Nietzsche lesen!) hier herum passiert, das habe ich schon in meinen Briefen an Mama genügend erzählt. Ich bleibe also bei dem, was unse- rer speziellen Korrespondenz wohl am meisten zu Herzen geht. Ich will Deinen hübschen klugen Fragebogenbrief als pünktlicher Experte beantworten, auf die Gefahr hin, daß Deine Entwicklung diesen Brief und seine Stimmung schon lange überholt hat. Solche Briefe, die aus einem starken seelischen Drucke her-

11 Ein Bruder Müllers.

12 Absendeort New York, kein Briefkopf, handschriftlich.

aus geschrieben werden, altern furchtbar schnell und ihre Antwort stellt den Anreger des Fragespiels vor die Peinlichkeit, eine Sache wichtig nehmen zu müssen, die ihm inzwischen die geläufigste Sprache geworden ist. Dem Ahnungslosen Andern fällt die Verspätungsrolle eines Knock-about zu, der geöffnete Scheunentore einrennt. Er weiß nicht, daß nicht jedermanns Hilfe am besten darin besteht, sich anrufen zu lassen, ohne zu reagieren, und daß der Andere die Leistung als Enttäuschung empfinden wird. Wenn also diese Sätze zwei Punkte auf das I machen, das Du schon längst zu buchstabieren begonnen hast, so kannst Du meiner Welt und Kunstanschauung ja kündigen. Ich will versuchen, Deine Stimmung von dazumal zu reflektieren.

Lieber Junge, jedes Fragezeichen hinter dem Leben ist besser als ein Schlußpunkt, aber eine Reihe von Punkten, die das Leben wie ein ausgerissenes Zitat nach beiden Seiten hin offen läßt, ist am besten. Das Mysterium eines Irrtums ist seine Wahrheit. Archimedes war ein guter Techniker. Er versprach sein bekanntes Sprichwort, und war doch ein armer Teufel. Es kam ja darauf an, erst jenen Standpunkt zu entdecken, imstande zu sein, aus dem beliebigen das Fixe zu machen. Das Übrige war kein Kunststück mehr. Ein braver Geist, z.B. ein Feuilletonist oder ein Literatur- und Philosophiedozent, zieht die mittlere geometrische Proportionale zwischen Tolstoy und Nietzsche. Er konstatiert erhobenen Hauptes: „Weder Tolstoy noch Nietzsche haben Recht.“ Die Wahrheit birgt die Wurzel aus der Summe zweier Radikalen & ergibt keine Lebensgröße. Die Wahrheit liegt immer abseits, an den jeweilig äußersten Enden. Der Wille zu einer Wahrheit ist diese Wahrheit, aber nur so daß man das Opfer seines Willens ist. Unsere Wünsche sind die stärkste Realität. Die Tatsache ist eine Verbilligung der Natur, ist im Ausverkauf ihres Haushaltes erworben. Stets ist was hinter der Tatsache, also über sie hinaus liegt, das entscheidende Wahre. Daß eine Lehre ein Irrtum ist, ist gleichgültig, wenn sie der adäquate Akt eines Kämpfens ist. Recht hat Tolstoy, und wahr ist Nietzsche, ihre Irrtümer sind unerläßlich zur Wahrheit. Der Einzige der nie Recht hat, ist jener Gewährsmann der unbeschadeten Gemütsruhe, der im Bazar der Realitäten nach dem Rezept: Knofel ist gut und Schokolade ist gut, wie gut muß erst Knofel mit Schokolade sein - nach diesem Rezept völlert.

Mehr kann ich Dir nicht sagen, Erwin, will ich Dir eine Anschauung mit pädagogischer Uneigennützigkeit vermitteln, so muß ich Dich irgendwie zum Kampfe herausfordern. Du schreibst: Was ist der Zweck, ein Kunstwerk zu betrachten? Du meinstest offenbar: Auf welchen Zweck hin soll man ein Kunstwerk betrachten? Fataler konntest Du schon nicht fragen; Du gabst Dir auch

gleich selbst die Antwort. Was Du willst sind Maßstäbe. Da das Maß eines füglichen Dinges in seinem Zweck liegt, wurde eins fürs andere substituiert. Zwecke sind Erfolge. Erfolge aber geben nie ein Maß von den Kräften. Die Tatsachen, hinter denen äußerste Schwäche und äußerste Stärke stehen, sind oft identisch. Man muß bis zur Kraft selber zurückgehen, um Werte zu verstehen.

Das Kunstwerk ist regelmäßig ein Plus im Leben des Verstehenden. Soll das Urteil mehr als ein Konversationseffekt sein, soll es eine Erkenntnis sein, dann ist ihm kein Verhalten und kein Kriterium an die Hand zu geben. Ein Kunstwerk entsteht oft erst dadurch, daß einer es gut verteidigt, und ein Kolportageroman oder eine Kitscharbeit könnten ihre künstlerischen Werte dadurch beweisen, daß sie irgendjemanden zu einem Kunstwerk der Verteidigung begeisterten. Es geschieht nie, weil jenem schlechten Geschmack die schöpferischen Mittel des Urteils fehlen. Wären sie vorhanden, so wäre der Geschmack an dem Gegenstande nicht vorhanden. Ein Kunstwerk existiert erst durch seine Betrachter, zu denen in diesem Falle der intuitive (d.h. der erschauende) Künstler gehört. Schönheit ist kein Objekt, sondern eine Form der Wahrnehmung; wo Lebenskräfte einander begegnen, ist das Faktum „Schönheit“ vorhanden. Ein Kunstwerk ist immanente Lebensmöglichkeit. In dem Augenblicke da Du als Genießer vor Bild, Wort oder Ton stehst, ob Künstler oder Empfänger, repräsentierst Du einen Lebenstypus von höherem Range. Die biologische Entwicklungsklimax erfährt für die Dauer dieses Zustandes eine neue Spressel. Du mit dem Kunstwerk als Komplex bist der eigentliche Wert. Die Achtung vor dem Kunstwerke ist die vor Deinem Erleben. Der Genießer ist dabei vom Produzenten nur graduell wesentlich verschieden - die Inspiration des Schöpfers übertrifft an Lebensspannung noch die des sinnhaft Empfangenden. Der Strom des Lebens braust durch die Bewußtseinsklamm.

Was ist der Zweck...?

Zwecke werden. Sie entstehen. Sie sind vorerst nicht. Die ganze Evolution Darwins ist ein Wachstum von Bedürfnissen. Du sagst (gut!) „Ein Kunstwerk zu betrachten, ist ein mehr oder minder ausgeprägtes Verlangen, vielleicht ein starkes Bedürfnis.“ Ja. Das Bedürfnis kann entstanden sein - das ist eine Bestätigung, kein Widerspruch. Alle Kultur liegt im Bedürfnisse. Und wurde es gemacht. „Gemacht.“ - sagen stets die zur Geburt eines Bedürfnisses Sterilen, wenn Einer, der eben noch auf ihrer Bedürfnisfläche als Einer unter ihnen stand, sich durch Kultur seiner Bedürfnisse, durch Vollblutzucht seiner Wünsche vor ihren Augen zur nächst höheren Plattform aufschwingt. Man mißtraut ihm, er ist für die Verlassenen „Lüge“, „Pose“ - Als das erste Tier entstand, als

eines Tages eine der Protoplasmazellen in den Fluten eine elektrische Spannung in sich fühlte, und sich zu bewegen begann, da sagten die anderen Pflänzchen mokant und weiblich (immer hat die Mutter dieses Mißtrauen gegen den eigenen Schößling) „Seht den Affektierten“ - und in der Tat, er war um einen neuen „Affekt“ voraus. Als der Affe allerlei Einfälle hatte, wurde er der Poseur unter den Tieren. Die Pose war ein Zuschuß überflüssiger Kräfte. Als der Mensch sich heranbildete, schien er den Tieren „Lüge“. In der Tat, es gab ihn nicht, es schien ihn für den Verstand der Tiere nur zu geben. Der Mensch als solcher ist ihnen unfäßbar, d.h. er war ihnen keine Realität, sondern nur gleichsam eine Abstraktion ihrer selbst. So stehen wir heute den Dingen gegenüber, die wir als Irrtum, Fiktion, Dichtung, Kunst bezeichnen! Stell Dir vor: Alles, alles ist nur Geologie. Die schrittweise Differenzierung der Erdkruste nahm den Weg über Kristalle Zellen Pflanzen Tiere Menschen Gehirnmenschen. Die „Erdkruste“ im heutigen Sinn, als Tatsache, ist erst unsere Ausgestaltung dessen was zuerst als „Existenzidee“ der Erde da war. „Erde“ ist ihre eigene letzte Schöpfung. Denn der Begriff „Erde“ ging aus der Lebensform: „Menschliches Gehirn“ hervor wie je ein Blumenkranz aus einer Knospe. Geistigkeit stellt die Flora einer bestimmten Periode dar, und das Kunstwerk in seiner Beziehung zum Menschen eine letzte Wucherung des Erdbodens. Wohlgermerkt, nicht das Kunstwerk an sich. Sondern sein Dasein, nicht als Tatsache sondern als System von Kräften, zu denen es die Chiffre ist. Der tiefste „Zweck“, wenn man schon so sagen will, ist daher: Lebensgefühl erwecken. Wenn das Lebenstum durch das Nadelöhr des Bewußtseins geht ist das Himmelreich des Daseins erreicht.

Du siehst Dir ein Kunstwerk an. „Warum, Wieso“? Du hast drei Fragen:

1. Soll es Stimmung erwecken?
2. Soll es bilden?
3. Soll es eine Künstlernatur erschließen?

Sieh, Erwin, das ist Alles drei das Gleiche. Ja, Ja, Ja. 1 und 2 und 3. Indem es Dir Stimmung macht, lernst Du jene des Künstlers, also den inneren Hochdruck, einen Kraftwert, kennen. Es bilde dich, indem Du wahre Kräfte werten lernst. Das Bild ist mangelhaft. Aber seine Mängel zeugen für die Kraft der Stimmung nach. Form und Inhalt sind dabei nicht zu trennen. Ein gewisser Inhalt ist nur dann der so er sein soll, wenn er die und keine andere Form hat. Die strenge Forderung der Form ist eine Intensitätsfrage des Inhalts. Es handelt sich im konkreten Falle also darum, was an Erlebnis dahinterstecke. Dein Geschmackskreis wird derweilen noch gering sein, Erwin, denn Du bist jung und die wenigsten Erlebnisse werden im Stande sein das Glücksgefühl des höheren

Lebens in Dir zu wecken. Aber Du wirst es lernen. Denn siehst du, Bedürfnisse entwickeln sich eben.

Ich will Dir was sagen, Erwin. Du bist 17 Jahre krank. Krank am Edelscharlach der Reflexion. Deine Natur zeugt unverwendete Überschüsse. Daraus sammelt sich diese drängende wollüstige Sehnsucht der Überfülle, jene Sehnsucht, die nach dem starken schönen Leben schreit. Erwin, diese große Krankheit ist der Passionsweg der Menschheit zur Entwicklung - und die ersten Stationen sind die schwersten auf diesem Wege. Hast Du ein Baby gesehen? Es ist weich, rotunzlig, empfindlich, wie wund, nicht wahr, und es hat Hunger und schreit schreit - ein Baby ist Dein Gehirn. Es ist so rührend wie ein junger Vogel mit seinen herzerbrechenden Flügelstumpen. Es ist so schwierig und unzufrieden und gärend wie ein Menschheitsvögel nur sein kann. Es gibt nichts Schöneres, nichts Tröstlicheres, als ein Knabengehirn, das zu werden beginnt. Und doch, könnte man es Dir ermöglichen, Dein eigenes Mysterium der Reife zu belauschen, so wäre die Frucht von Dir genommen. Dein Leid, selbst wenn es nur das über die Unfähigkeit zu leiden ist, darf Dir nicht erspart bleiben. Als Dein Brief kam, war ich erschrocken, aber ich habe mich gefreut, daß ich erschrecken durfte. Das grade machte ihn wertvoll. Ich weiß ja nicht, ob ich Dir hier mit diesem knappen Abriß einer Weltanschauung, die nach vielen Wandlungen und Kämpfen erworben ist, etwas gegeben habe. Aber schließlich, wohin immer ich Dich wiese, Du begegnetest nichts anderem, als solchen Siegern, deren Gebärde es ist, den Zweifel als Festland zu proklamieren. Ich werde Dir später Bücher nennen: zuerst aber will ich noch mit Dir weiter diskutieren.

Ist es Dir klar, was das Kunstwerk „bezweckt“? Nichts! Nicht mehr. Was es erzielt? Alles. Gäbs keinen Plutarch, hätte es nie einen Napoleon gegeben. Ein Spiel mit Kräften - es bindet und entbindet Kräfte. Das ist Kunst. Wie aber betrachtet man ein Kunstwerk? Du leidest unter Reflexion. Es ist Dir noch kühl ohne die Eierschalen. Aber denke nicht, daß Sinne stumpfer sind, wenn das Gehirn lebhaft ist. Es kann sein, es muß nicht sein. Kant hatte einen guten Kopf, aber seine Sinne waren vernachlässigt. Göthe¹³ hat seine Bedürfnisse der Sinne gut gelernt gehabt. Zuletzt hatte er sie. Und Göthe betrachtete nichts ohne Reflexion, das beweist sein Geschmack an Architektur. Musik, die sinnfälligste, ist auch die reflektierteste Kunst. Plastik ist die naivste. Das liegt in den begrenzten Möglichkeiten des Materials. Es ist ein Fortschritt gegenüber der Sinnenkunst, wenn die Reflexion hinzutritt. Die Fähigkeit zur Freude erobert sich neue Gebiete, und neue Kühnheit, der man auf Gemspfadern folgen muß,

13 Originalschreibweise Müllers.

erregt das Gefühl der eigenen Leistung. Schöne Farben allein sind nie starkes Erlebnis. Der Sinn des Daseins, als Kraftäußerung, wird in ihnen plötzlich begriffen. Zeigen diese Farben ein Verhältnis, eine raffinierte Stufung, geben sie irgend wie eine Deutung von Lebensbewußtsein, so sind sie wertvoller, denn man bedarf einer stärkeren Konzentration, einer Verdichtung der eigenen Lebensschwingung, um die Konsonanz zu erzielen.

Nehmen wir [Onlik]* wie Du sagst. (Ich kenne ihn nicht.) „Komprimierte Primitivität, daß man vor lauter Reflexion nicht zum Genusse kommt.“ Ist der Weg, den man vom Symbol in das

[An dieser Stelle fehlt ein Blatt, also zwei Seiten]

ist? Er arbeitet mit unserer seelischen Wurzel an Sinnlichkeit - welcher edlere, uns mehr schmeichelnde Stoff könnte gefunden werden? Hat man einmal die Möglichkeiten dieses Stoffes erlebt, so will man nicht mehr an seiner Berechtigung zweifeln. Freilich setzt er etwas voraus. Die Homogenität von Künstler und Beschauer muß gegeben sein. Das Medium umfaßt jene beiden und das Kunstwerk - diese Dreifaltigkeit dann ist das volle Kunstwerk, die eigentliche Neuschöpfung erst. Denn es ist albern und ärmlich, zu sagen, Kunst spiegle die Natur. Kunst in Kontakt mit ihren Gehirnen, aus denen sie ja erst gewachsen ist, macht einen neuen Typus: Leben aus. Die Kunst gibt absolut neue Formen. Kunst ist ein Zustand. Als solcher verhält sie sich zum mittleren menschlichen Dasein, wie dieses Menschliche zu dem einer Affenfratze. Kunst ist das Geschöpf vom 7. Tage, das Sonntagskind Gottes - in ihr ward Muße Arbeit. Die Kunst besitzt jede paradoxe Grausamkeit des Christentums: das Himmelreich wird gegeben, es kann nicht genommen werden. Man wird seiner teilhaftig - oder es schließt, mit fatalistischem Hasse gegen die in seinem Sinn Unfähigen, aus. Denn das Reich Gottes ist gegeben, und man kann keinen Handel draus machen durch Bravheit. Darum ist - so ungerecht - mehr Freude über den bekehrten Sünder, denn über 99 Gerechte. Man hat keine Gründe, warum die Kunst etwas Göttliches sein soll; sie ist ein Kraftüberschuß jenseits der Logik. Man ist entweder dafür, und riskiert jeden Enthusiasmus, oder man ist es nicht; wer nicht für sie ist, ist wider sie. Es ist das Wesen des Großen (Gottes) daß es grundlos ist. Es ist trivial, kritisch zu sein. Es ist Mangel an Logik, logisch zu bleiben. Es ist eine vollständige Talentlosigkeit für Werte, die grausame Rache fordert. Die Sache selbst will's nie und nimmer. Man selber hat eine Sache zu wollen. Die Sache selbst bedenkt nichts. Die Kraft, die darauf verwendet wird, ist aller Wert. Das Maß, das wir von den Dingen haben, besteht in einem Bewußtsein von Nervenaufwand. Wirklichkeit und Existenz bestehen durch unse-